Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 9 (1927)
Heft: 45

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.50, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. Einzelnummern kosten 20 Rp. Erdöllich auch in sämtlichen Bahnhofs-Läden.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einseitige Doppelseite 30 Rp. Ausland 40 Rp. Beklemer Schweiz Fr. 1.50. Ausland Fr. 2.- per Zeile. Schlußzeile 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsverpflichtungen der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

Administration und Inseraten-Aannahme: Dvag A.-G., Zürich, St. Gallenstr. 43, Telefon 5. 65.49, Postfach-Konto VIII 3001 / **Druck und Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäfers-Straße, Tel. 60

Nr. 45

Zürich, 11. November 1927

IX. Jahrgang

Wochenchronik. Schweiz.

Das Schiedsabkommen über die Zonenfrage, das nach Zuhörungen französischer Regierungsmänner in diesem Herbst vom Senat ratifiziert werden sollte, hat neue Fährnisse zu überwinden. Nachdem die Schweizerische Bundesversammlung den Bericht auf die Neutralität des Schiedsorgans erklärt hatte und das Referendum ausfallen, waren die von Frankreich aufgestellten Voraussetzungen für die Zustimmung des Senates erfüllt. Alle Hindernisse schienen durch schweizerisches Entgegenkommen aus dem Wege geräumt. Was geschieht nun? Am 3. November trat der Senat zur ordentlichen Tagung zusammen. Das Schiedsabkommen fand sich nicht auf der Traflandenliste, was, wie verlautet, die Älteren noch nicht bei allen Kommissionsmitgliedern situiert hatten. Statt dessen teilte der hochspannliche Senator Fernand David, ein heftiger Gegner der Schweiz im Zonenhandel, dem Antrag, es sei die Beratung des Schiedsabkommens im Plenum des Senates zu verschieben. Dieser Antrag bedeutet nichts anderes als ein neues Hinurschicken der Sache auf die lange Bank, wohl nicht ohne den Hintergedanken, daß sie so allmählich in den Schlund der Vergessenheit versinke. Man möchte wohl glauben, daß französische Diplomatie wieder einmal Grund hat, über schweizerische Vertrauenslosigkeit zu lächeln.

Die Schweizerische Armenpflegerkonferenz sprach kürzlich an ihrer Jahresversammlung in einer Resolution die Erwartung aus, es möchten die Vorarbeiten für das Bundesgesetz betreffend die Alters- und Hinterbliebenenversicherung tunclich beschleunigt und in der Zwischenzeit bis zum Inkrafttreten des Gesetzes durch Beiträge von Bund und Kantonen die Säugigkeit der Stiftung für das Alter gefördert und ausgebaut werden. Die Schweizer Armenpflegerkonferenz bewegt sich mit dieser Resolution auf dem Boden eines früher von ihr gefassten Beschlusses, der seinerzeit den ersten Anstoß gab zu den Anträgen der Parlamentarier Herzog, Schöpfer und Wächler, es sei durch Aufnahme einer Uebertragungsbestimmung in den Verfassungssatz die Beschleunigung der Einführung einer in der ersten Hälfte des Jahres 1928 einzuführenden Wäre man damals in und außerhalb des Parlamentes einmütiger und nachdrücklicher zu diesen Anträgen unserer besten Sozialpolitiker gestanden, dann bestäße man heute wohl schon eine Altersfürsorge des Bundes. Nun möchte man das Ziel auf einem andern Wege erreichen, auf dem Wege des Bundesbeschlusses, den Bundesrat Motia an der letzten Jahresversammlung der Stiftung für das Alter als gangbar bezeichnete.

Internationales aus Genf.

Am 8. November wurde in Genf das Internationale Abkommen betreffend die Abhängigkeit der Eins- und Ausfuhrbeschränkungen und Ueberbote samt Protokoll und Schlußakte von folgenden 18 Staaten unterzeichnet: Deutschland, England, Frankreich, Österreich, Bulgarien, Belgien, Dänemark, Ägypten, Ungarn, Japan, Holland, Rumänien, Schweiz, Spanien, Tschechoslowakei, Venezuela, Staaten und Fürstentümer. Die Konvention wird in allgemeinen ihrer Ausnahmestimmungen wegen kritisch beurteilt, es liegt aber ein schöner Fortschritt in der Tatsache, daß zum ersten Mal in einem internationalen Abkommen Fragen der zwischenstaatlichen Handelsbeziehungen geregelt werden. Es ist das eine wirkliche Frucht der Weltwirtschaftskrisis.

Beuileton.

Die Weidenmutter*)

Von Georg Munt.

Als der große Krieg geendet, der König gefangen, das Heer geschlagen und über das verüllte Land gestreut war, zog ein Soldat, der Strom entlang auf der Suche nach Brot. Wo keine Heimat lag, war ihm nicht weh. Als er noch ein Knabe war, hatte eine Horde sein Dorf überfallen und geplündert, den Vater hatten sie gemordet, die Mutter verschleppt, er hatte eilige Tage zwischen den brennenden Trümmern mit Hund und Katzen irrend verbracht, dann war er in kleinen krieglichen Heeren einem neuen Trupp nachgezogen, der den Weg zum großen Weidenbühl leitete. Gütliche schlugen nach ihm, doch er ergriff und setzte ihn vor sich auf's Pferd, daß ihm von seinem Geiß, deckte ihn des Nachts mit einem Zipfel seines Mantels und wies ihm die Tiere zu warten, Gütliche anzumachen und Wasser zu suchen. Das lernte er schnell, wurde gelitten und blieb unter den Soldaten. Er wuchs im Lager groß, Salzpfanne gingen hin und die Kriegesflamme erlösch nicht, er bekam Pferd und Geld, hatte manches Land geliehen und ein Stück seines Lebens auf den Schlachtfeldern ausgeblutet. Sein Name war ihm entfallen. Er hatte deren einige, mit denen die Soldaten ihn nach Weid und Laune riefen. Mit wenig Geld imbeutel zog er nun die Straße, und sein Ziel hieß Anger.

*) Mit gürtiger Erlaubnis des Anstaltelages abgedruckt aus dem Bande „Die Götter“.

Ausland.

Deutschland. Das Memorandum des Reparationsagenten Carter Gilbert und die Antwort der deutschen Regierung wurden der Öffentlichkeit übergeben. Das Memorandum verlangt eine faire Erprobung des Damesplanes. Die Voraussetzung dafür sei ein Regime der strikten Sparsamkeit und geordneter öffentlicher Finanzen. In Widerspruch mit letzteren steht die steigende Tendenz der Gesamtschulden auf ihre Auswirkungen. Als Folgen der Ausgabenvermehrung des Reiches werden genannt: Gefährdung der Stabilität des Reichshaushaltes, wachsende Forderungen der Länder, mangelhafte Finanzkontrolle, gesteigerte Produktionskosten. Das Memorandum gipfelt in der Schlussbetrachtung, daß Deutschland nicht mit genügender Berücksichtigung seiner Reparationsverpflichtungen handle. Die lokale Antwort der Reichsregierung weist darauf hin, daß das im Memorandum aufgeworfene Problem nicht allein vom wirtschaftlichen und finanziellen Standpunkte aus betrachtet werden dürfe, hinzutreten müsse die Berücksichtigung der staatspolitischen Notwendigkeiten. Eine von der Reichsregierung ernannte Expertenkommission erhält die Aufgabe, festzustellen, an welchen Punkten eine Verwaltungsreform einleiten könnte.

In Moskau feiert man das zehnjährige Bestehen der Sowjetrepublik mit allem Prunk des einstigen Zarenreiches, mit glänzenden Paraden der roten Armee, mit Gnadenlassen und Verleihungen von das immer noch arme Volk. Am 7. November sollten 1½ Millionen Menschen huldigend am Grabe Lenins vorübergegangen sein. Zehn Jahre sind im Spiegel der Geschichte eine kurze Frist, doch mag es viele wundern, daß sich das Sowjetregime so lange hielt. Trotz aller Verwirrungsmaßnahmen läßt es sich nicht mehr verhehlen, daß seine innerpolitische Spaltung seine Kraft lähmt.

Ungarn hat seinem Freiheitskämpfer Ludwig Kallich ein Denkmal gesetzt, bei dessen Einweihung die führenden Politiker ihrer Gegenwart anwesend waren. Ludwig Kallich spielte im unglücklichen Revolutionskrieg 1849 als Gegner der biederbürglich-loyalistischen Dynastie und als Befürworter eines von Österreich unabhängigen Ungarn eine hervorragende Rolle. Diese Unabhängigkeit ist heute erreicht, aber noch entpricht manches in Ungarn nicht dem Geiste Ludwig Kallichs.

Die Verhaftung des zaristischen Unterhändlers, des ehemaligen Staatssekretärs Monilew und die gegen ihn erhobene Anklage des Landesverrats hat die Anklagen in Rumänien erhöht. Auf militärische Verleumdungen unterliegen die Zeitungen der Bräutigamszeit. Artikel, die sich mit der Frage der Kronfolge und der Person des Erzprinzen Carol befassen, dürfen nicht mehr erscheinen. Die Regierung beabsichtigt den Ausnahmestand über das ganze Land zu verhängen.

„Ideen der Liebe“.

Die künstlerisch bedeutende, geistvolle Sozialphilosophin Rosa Mayreder bespricht uns jetzt alljährlich mit einer eichlich wie gedanklich gleichwertigen Abhandlung über allgemeine menschlich interessante Themen. Wenn vergangenes Jahr das schlanke Bändchen „Aspekte und Entwürfe“ viele Leser fesselte, so wird voraussichtlich der diesjährige Essay „Ideen der Liebe“ (bei Eugen Diederichs in Jena

1927 erschienen) noch weitaus größerem Interesse begehen. Denn es ist dem Menschen eingeboren, das Archaische der Liebe gerne wie ein kostbares Juwel zu betrachten und vor ihm in Stunen zu verfallen. Immer wieder gelendet und fasziniert, folgen wir auch willig und mit stets erneuerter Spannung den Betrachtungen bedeutender Persönlichkeiten über diesen höchsten Gegenstand.

Rosa Mayreder gibt einleitend eine exakte Definition des Begriffes „Liebe“, wie sie ihm im Zusammenhange mit schöpferischen Ideen von diesem Gefühl Begriffen versteht. Für sie erfährt in der hohen Geschlechtsliebe der Mensch die Befreiung aus den Schranken des eigenen Ichs, erlebt jene zündende Veränderung und Erweiterung des Selbstbewußtseins, durch die er eine seelisch-organische Einheit mit einem Objekt der Außenwelt zu bilden vermag. So gesehen ist die sehr verbreitete Anschauung, daß auch Liebe nichts anderes als eine Befriedigung egoistischer Triebe sei, grundfalsch.

Um dem hohen Begriff der Liebe, wie er hier in bewußtem Gegensatz zu rein erotischen oder flüchtigen sexuellen Beziehungen gezeigt wird, gerecht zu werden, führt uns Frau Mayreder durch einen kurzen historischen Ueberblick, der den Wechsel der Liebesvorstellungen im Wandel der Zeiten zeigt. Sie erläutert zuerst die Umwertung des antiken Lebensbegriffes durch das Christentum, welches in seinen frühen Ausprägungen die Liebe als höchstes soziales Prinzip anerkennt. Wenn dieses Prinzip sich im Laufe der historischen Entwicklung der christlichen Staaten nicht durchzusetzen vermochte, so hat die Liebe doch auf einem Gebiet weit größere Bedeutung gewonnen, als die antike Welt (Plautus — der mit seinem berühmten Ausdruck „... und hätte der Liebe nicht ...“ — inbegriffen) sich vorstellen konnte: Das ist das Gebiet des Geschlechtsverhältnisses.

Ueber die Minnesänger, die großen Liebesdichter der Renaissance (Dante und Boccacciohimmliche und irdische Liebe), die alle den Zwiespalt zwischen Seele und Sinnen nicht aufzulösen vermochten, führt der Weg zu dem geläuterten Liebesbegriff, wie ihn Klopstock als erster in einer Synthese dieser beiden Liebeselemente erkennt. Da das Wesentliche dieses Liebesbegriffes in psychologischer Hinsicht ihr Verhältnis zum Selbstbewußtsein ist, da nun ein Objekt der Außenwelt die gleiche, unter Umständen größere Bedeutung erlangt als die eigene Person, so wird der Einzelne durch die Liebe aus dem Gefängnis seines Ichs erlöst. Hier bedt sich die Einbeziehung eines Teiles

der Außenwelt ins Ichgefühl schon mit mystisch-ekstatischen Zuständen. Die romantische Schule in Deutschland feiert dementsprechend die Geschlechtsliebe. Für sie ist die Festigung des Körpers durch die Seele; das Körperliche in der Liebe ist Ausdruck und Symbol des Geistlichen.

Solche Liebesgefühle hoher Art haben durch den Zustand erotischer Ergriffenheit im Geiste der Beteiligten Ideen nachgerufen, die als Ideen der Liebe angesprochen werden können. Liebe ist nicht nur Schöpferin von Gefühlen, sondern sie schafft auch spontan eine Reihe von Vorstellungen über ihr Wesen und Wirken. Ideen in diesem Sinne sind Vorstellungen, die der Intellekt hervorbringt, um sich die Richtung zu verdeutlichen, wie auch, um dem Willen ein höheres Ziel vorzusetzen. Sie sind mit Bildern oder Spiegelungen dessen zu vergleichen, was wir sind und sein möchten.

Die vornehmlichsten Ideen oder Spiegelungen hoher Liebe führt Frau Mayreder an Hand von Briefstellen und Aeußerungen berühmter Menschen vor. Doch betont sie ausdrücklich, daß jeder Mensch, auch der Nichtintellektuelle, während der Spanne erotischer Ergriffenheit derselben Ideen fähig ist. Die Idee der Heimat und unverlierbaren Zuflucht in dem geliebten Wesen erweist als erste und als Ausdruck dafür, daß der liebende Mensch den Schwerpunkt seines Lebens in den Gegenstand seiner Liebe verlegt hat. In diesem Sinne äußerte sich Wagner an Mathilde Wesendonck, Morike an Luise Nau, Lenau an Sophie Döwenthal, Goethe schreibt an Frau v. Stein: „Es ist mir in Deiner Liebe, als wenn ich nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte, als wenn ich ein wohlgegründetes Haus zum Geschenk erhalten hätte, drinnen zu leben und zu sterben und alle meine Besitztümer drinnen zu wahren“.

In der Idee der gegenseitigen Weisenerkenntnis auf Grund reiflicher Aufrichtigkeit spiegelt sich das Streben der Liebe, über jede Selbsttäuschung und Ubolandung hinaus die reale Person zu erfassen und in deren wahres Wesen einzubringen. Eng verknüpft mit der Idee der reiflichen Aufrichtigkeit ist die Idee der Hingebung ohne Ädranken. Unter unendlichen vielen Zeugnissen für das Bedürfnis, sich ganz dem geliebten Wesen zu eigen zu geben, steht, was Robert Browning an Elizabeth Barrett schreibt: „Ich möchte nach Deinem Willen und Deiner Erlaubnis atmen und leben und mich bewegen — denn ich bin ganz, ganz Dein eigen“. Solch reifliche Hingabe ist die Voraussetzung für eine der fruchtbarsten Ideen von dem, was die Liebe im Leben des Liebenden zu bewirken vermag — die Idee der Verroll-

ter. Es fand sich Werkzeug, den Kahn zu dichten; Gern, die Netze zu fäden, hing noch an der Wand. Bald kamen Leute aus Dorf und Stadt, das Wälder an hequemer Stelle zu queren, und wurden des Frühmorgens froh. Mit Frucht und Mänge gaben sie ihm Entgelt, nahmen seine Fische mit nach der Stadt und tauchten ihn Wolfgewand und Leinen dafür. Neues Hausgerät zimmerte er sich; so war er unermüdet bald für sein geringes Bedürfnis wohl bestellt.

Als er eines Mittags, von einer Stromfahrt lebend, den Kahn anlegte, sah er unter dem Weidenbaum, die Hände ins Geiß verstrickt, ein Mädchen. Schmal und rauh, schien sie den Frauen der Gegend wenig ähnlich. Er trat näher, stand Aug in Aug mit der Fremden, fragte, ob er sie über den Strom sehen sollte. Sie schüttelte den Kopf, die halboffenen Augen blickten gauliberrig ihn aus den Winkeln an. Auf einigen Drängen gab sie Bescheid, daß sie einlam in der Nähe haue. Da Krieg und Seuchen allen Halt von Haus und Stube geprenzt hatten, schien ihm dies nicht munderlich.

Augenblicks war er von dem Wesen groß eingeommen. Aengstlich, fu er verheucheln, und doch zog sich zu entfernen, nahm er den Spaten und grub das Land um die Hütte, das er mit jungem Dorngestrauch vom Waldrand sich zum Garten umgrenzt hatte. Immer wieder umfahete er sie mit heimlichem Blick. Sie hatte die Arme um den Weidenbaum gelegt und lag lässig der Arbeit zu. Später entgilt sie ohne Laut und Spur.

Unterwegs zur Mittagsstunde traf er sie halb hängend, halb liegend ins Geiß verstrickt, ihre nackten Füße spielten im Wasser.

Weide, ihre Scheu schwand, sie fand Worte und lächelte ihm zu. Nur wenn er sie um ihre Herkunft befragte, wurde sie schweigsam. Dann kam ihm Zucht an, sie konnte in die flirrende Luft hinsinken und er hätte kein Teil mehr an ihr, darum verhielt er sich bald die Fragen.

Er reichte kein Haus, machte neues gerägliches Gerät, tauchte schmuckeres Gewand gegen die Beute aus Wasser und Wald.

Im Mittsommer sah die Fremde traulich lange Stunden mit ihm am Ufer. Einmal trat sie im finsternen Licht an seiner Seite über die Schwelle und mochte fortan mit ihm.

Woher sie ihm zugekommen war, blieb ihm verborgen. Den Leuten wich sie aus und barg sich hinter ihren Wänden, doch war ihm bald bewußt, daß aus Dorf und Stadt sie leinert kamte, denn die sie flüchtig wahrnahmen, wähten, er habe sie aus der Ferne nach sich gezogen. Die Meinung ließ er unter den Leuten bestehn.

Während der langen winterlichen Dämmerzeit bedrückte es ihn zuweilen, daß die Frau nur mit ihrer Gegenwart ihm zugehörte. Im faulen getrockneten Rind der Nächte, wenn der Strom unter seinem Eisgrab klagte, schlichen Zweifel aus der Schwärze und nagten das Herz des Mannes an. Sah er aber dann des Morgens beim Dlicht die Frau im engen Raum so frei sich regen, so reilich lächeln, und die Arbeit schüttelte ihr aus den Händen, jede Speise geriet ihr wohl, jedes Redewort wurde liebtlich aus ihren Lippen, da ging ein großes Freudenlicht in seiner Brust auf. Zuweilen wieder war das Leben mit dem Weibe hier am Strom ihm wie ein altes lüder Traum, aus dem zu erwachen er schierlich langte, wie einst, wenn freundliche Nachtsigheute auf freiem Feld ihm genarrt hatten, und halbwoch schon hatte er sich wie-

politischer Begabung und einem unermüdlichen Friedenswillen, ihre Mitwirkung zugesagt. Als Ehrenpräsident des internationalen Stimmrechtsverbandes und Leiter der Stimmrechtskommission wird sie ihrer glänzenden Bereitwilligkeit der Konferenz eine autoritative Stütze sein.

Jeder angebotene Landesverband hat wie gesagt das Recht auf 12 Delegierte. Berufstätige Frauen werden aber um diese Zeit kaum von ihren Pflichten abkommen können, so werden die Delegationsstellen kaum alle vollständig zu erwarten sein. Das ist z. B. auch für unsere Schweiz der Fall, die aus eben diesem Grunde nur drei Delegierte sendet: Frau Dr. Leuch, die zugleich auch die Präsidentin des schweizer Stimmrechtsverbandes, Mlle. Gourd vertreten wird, da diese durch ihr Amt als General-Sekretärin des internationalen Stimmrechtsverbandes voll auf in Anspruch genommen sein wird. Außer Frau Dr. Leuch werden noch Frau Dr. Grütter und Frau Frau, Käng, beide durch ihre langjährige Arbeit auf diesem Gebiete wohl erfahren, den schweizer Stimmrechtsverband vertreten.

Wir möchten nicht unterlassen, noch einmal zu betonen, daß die Konferenz jedermann offen steht, um alle Anstalten wolle man sich wenden an Mlle. Rola Manus, Frauenclub, Reizersgradi 80, Amsterdamer Südbank.

Bravo!

Wie wir dem „Zentralblatt“ entnehmen, führt gegenwärtig die Sektion Langnau des schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins einen Kursus — aber nicht für Mädchen, sondern diesmal für Frauen — durch! Es haben sich 37 Frauen gemeldet, so daß der Kurs doppelt gefüllt werden muß. Es sei eine Freude zu sehen, mit welcher Lust die Jungens arbeiten. In ein Kraut, das man nicht essen darf, einmal wagen, auch die Ruben in diesen Arbeit heranzuziehen, ein Bravo aber auch den Frauen selbst, die so tapfer alle herkömmlichen dummen Vorurteile überwinden haben. Welche tüchtige junge Helfer wird das für ihre Mütter geben, und welche verständnisvolle Begabungen später. So lernen sie erfahren, daß die Arbeit der Mutter oft eine recht wichtige und mühsame ist, die man nicht allein gutgetuht mit dem Vater in die Erwerbsarbeit teilt, auch ihr erleichtert und verhilft helfen muß. So werden wir doch endlich zu dem viel gerechtem Zustand kommen, daß, wie die Begabten sich in die Erwerbsarbeit teilen, sie auch die Hausarbeit gemeinsam verrichten, um dem einen Teil nicht über seine Gebühr zugunsten. Was für eine prächtige Lebensgemeinschaft wird das einmal geben!

Tagebuchblätter aus amerikanischen Settlements.

Von Bertha L. Müller.

III.

Einige New Yorker Settlements.

1. University Settlement.

Ich fahre im Taxi von meinem Hotel am Broadway im Zentrum der Stadt nach dem University Settlement, Eldridge Street, wo ich für einige Tage angemeldet bin. Weit nach dem Süden geht es da, und nachher weit nach dem Osten, bis ich endlich inmitten eines Straßengewirrs ankomme, wie ich es meiner Verantw. nicht gesehen habe. Die hier Schmuck, diese Unordnung, diese Häufigkeit überall, diese Menschenmenge, diese unordentlichen, müden, abgemagerten Weiber, diese Unmenge schlau und gespannt blickender, schlecht gekleideter Kinder, diese Gerüche! Auf den Balkonen der ungepflegten, schmuckigen, hohen Mietshäuser hängt Bettzeug und Wäsche, unten auf der Straße ist Verkaufsstände an Verkaufsstände. Alles es wird auf der Straße festgehalten, vom Ueberzieher neuesten Schnitts bis zu den sauren Gurken und dem mit Knoblauch gestochten Fisch. Alles wird ausgerufen, ausgelegt, ausgepreist. Mitten durch Tumult und Gedränge suchen Fuhrwerke, Autos und Fahrräder mühsam sich einen Weg. — So etwa muß es in den Suburbien von Konstantinopel aussehen. Tatsächlich sind die Bewohner dieses häßlichsten aller New York Cast-Be-Quartiere auch meist jüdische Einwanderer von Rußland und aus den Balkanstaaten.

Mit dem seltsamen Gemisch von Ekel vor dieser angehäuften Häufigkeit und von Freude. Leben zu sehen, Wirklichkeit kennen zu lernen, und doch auch wieder von Erbarmen ergriffen, kam ich im University Settlement an und

machte der Fülle von Einbrüchen gleich am ersten Abend bei einer Mitarbeiterin Luft. „Ist das nicht ein fürchterliches Leben“, fragte ich, „und muß man angefaßt dieses Daseins nicht in Schwermut verfallen?“ — Diese Menschen sind voll Optimismus“, gab sie zur Antwort, „voll Wagemut, voll großen Willen; in einigen Jahren sind sie aus dem Größten heraus und ziehen aus diesem Elendsquartier weg in eine bessere Gegend; in zehn Jahren haben sie ein eigenes Haus und Auto und schicken ihre Kinder zur Universität. Es geht natürlich nicht bei allen so, aber tatsächlich haben wir diesen Prozeß schon oft gesehen. Mehr als einer unserer Board Members (die reichen Leute, die das Settlement finanzieren) war früher ein armer Junge, wie Sie sie in den Straßen der Nachbarhaft gesehen haben, und kam dann in einen unserer Klubs. Jetzt lebt er in eigenen schönen Haus am Riverside Drive oder in einem der Villenorte.“ Ich mußte taunzen...

In dieser stets wechselnden Nachbarhaft — früher wohnten in dieser Umgebung viel mehr Freier und Deutsche —, die vom bittren Kampf ums Dasein ganz eigentlich wiederholt, erfüllt das Settlement eine zwar schwere, aber ungeheuer wichtige und wertvolle Aufgabe: es ist offen für alle, allen bietet es Rat, Ausspannung, Freude, Belebung. Die Räume dieses Hauses sind für viele der einzige Ort, wo sie etwas Schönes sehen, wo sie etwas Licht, Wärme, Freiheit atmen, wo sie einen Begriff von gegenseitigem Vertrauen bekommen. Da sind die Klubs, die kleinen Gruppen von gleichaltrigen Frauen oder Mädchen, die sich um einen Leiter scharen, der nicht etwa Anfänger und Beschäftigter ist, sondern älterer Freund, der nur ganz unmerklich die geistige Führung durch die Jahre hindurch in Händen hält. Der Anblick solcher Klubsigungen von 12-14-Jährigen, wo es, auch in Abwesenheit des Leiters, streng parlamentarisch zugeht, war für mich ganz neu und außerordentlich reizvoll. — Da sind die Tanz-, Modellier- und Musikstunden, die Turn- und Spielgruppen (der große Turnsaal oben auf dem Dach und das Spielzimmer im Parterre sind jeden Abend von 5 Uhr an besetzt). Da sind die Feste, die von den Klubmitgliedern für ihre Eltern und Freunde veranstaltet werden, und — der Clou des Jahres — die Ferien im Camp oder im Sommerhaus des Settlements. Kurz, das Settlement ist eben Zentrum für alle Rat-, Bildungs-, Erholungssuchenden, Zentrum eigentlich des gesellschaftlichen Lebens der Nachbarhaft, oder doch wenigstens der nicht ganz Verkommenen dieser Nachbarhaft. Jene sind ja selbst von den Settlements schwer zu erreichen. Dagegen lernte ich von den Besten einige kennen: junge Burchen der Umgebung, langjährige Mitglieder eines Klubs von University Settlement, Studenten, „Werkstudenten“. Die erzählten mir von ihrem Leben, wie sie studieren (bei einer an einer pharmazeutischen Schule, der andere an der Columbia Universität) und nebenbei als Packer in einer Fabrik ihren Unterhalt verdienen. Die Freunde, das schwerer jugend nun doch auf dem ersten Wege in ein besseres Land zu sein, der Stolz ihres frühen Wollens strahlte ihnen aus den Augen.

University Settlement ist das älteste aller amerikanischen Settlements. Als „Neighborhood Guild“ wurde es 1886 von Dr. Stanton Coit gegründet. Von der alten Garde ist nur noch Fr. Stover vorhanden, ein origineller alter Mann, der wohl noch mitarbeitet — ihm untersteht meines Wissens die Sommer Camps —, der aber ziemlich in den Hintergrund getreten ist. Die Leitung des University Settlements hat jetzt Mr. Solomon. Da die Nachbarhaft mehr und mehr jüdisch geworden ist, so sind nun auch die Mitarbeiter zum größten Teile Juden, wie denn überhaupt

ein Großteil der Sozialarbeiter New Yorks Juden sind und zwar meist ganz liberale. Ich traf je 6-7 arme Menschen unter ihnen. Mr. Solomon z. B. machte mir mit der seltenen stillen Hingabe an sein Werk großen Eindruck — er ist übrigens auch einer der wenigen Settlementsleiter, in deren Händen nicht nur alle Ädnen zusammenlaufen, sondern der mit den Nachbarn noch in persönlichem Kontakt ist. Zugleich aber lag für mich in dem traurig erregten Ausdruck dieses religiös skeptischen Mannes eine eigentümliche Tragik. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß gerade die besten dieser jüdischen Settlementskreise New Yorks ihres Bobens nicht mehr ganz sicher sind, daß sie, inmitten der unermüdlichen Activities hart und aufrichtig nach den „spiritual values“ zu fragen beginnen, nach Sinn und Ziel, nach letzten Motivierungen der sozialen Arbeit. Alles hängt daran, daß solche neu geschaut werden, denn es ist heute, vor allem in New York, ein starkes Zurückgehen des wahren sozialen Interesses zu konstatieren. Z. B. muß University Settlement, darauf angewiesen, eine bestimmte Anzahl zahlender Residenten zu haben, diese mühsam durch Inzerte suchen; und vielfach ist es so, daß diese Residenten dann mehr wegen des billigen Pensionspreises als wegen der Möglichkeit zu sozialem Dienst da wohnen (es besteht für die Residenten nämlich meist die Verpflichtung, zwei Abende pro Woche der sozialen Arbeit des Settlements zu widmen). Die „Gefahr der zweiten Generation“, von der in der sozialen Arbeit schon gesprochen worden ist, ist in New York — im Gegensatz zu Chicago — in bedenklichem Maße auf geworden. Werden sich Führer finden, die neue Inspiration empfangen haben und geben können?

IV. Ordentl. Delegiertenversammlung des schweizerischen Verbandes der Akademikerinnen.

Lausanne 5. und 6. November.

Es war ganz reizend in Lausanne. Jede Akademikerin, die nicht teilnahm, ist zu bedauern. Welche leichte Anmut in allem! Und doch wurde tüchtig gearbeitet. Alle die vielen Punkte eines sehr großen Programms wurden gründlich und doch überraschend schnell durchgesprochen und erledigt. Es war, als sei etwas von dem Geist des lieblichen Landes dort in die Versammlung geflossen, von diesem Geist, der Weite und Tiefe des Blickes mit Anmut und Schönheit so selbstverständlich zu verbinden weiß.

Der Samstagabend führte in das Oratorium, in einen reizend altertümlich gehaltenen Saal, in dem noch der Duft vergangener Zeiten zu schweben schien, etwa von jenem geistreichen Kreis um Suzanne Curthod, der spätere Mme. Keder. War nicht damals schon etwas zu spüren von jenem Ausschauen in die Weltweite, wie es sich der schweizer. Verband als Glied des großen Weltverbandes der Akademikerinnen, immer mehr anzueignen sucht? — Dem Ausblick in die weite Welt war dieser Abend gewidmet. Die drei vorgehenden Rednerinnen des Abends waren leider am Kommen verhindert. An ihrer Stelle berichteten Mme. Schreiber-Jahre, Advokat in Genf, Präsidentin des Verbandes, in ihrer geschmeidigen, geistvollen Art über die Tagung des Weltverbandes in Wien, Frau Dr. Dora Zollinger, tüchtig und klug wie immer über den Erziehungsangriff in Locarno (in tabellarischer französischer) und Frau Dr. Schwarzenbach, ebenfalls französisch, über die Einweisung von Crosby Hall, dem internationalen großartigen Klubhaus. Als erfreuende Weigabe folgten Vieder, von zwei Waadtländerinnen vorgetragen; eines davon war ein schinesisches Lied von süßester Zartheit.

Der Sonntagvormittag galt den Geschäften.

Im grünen Salon des Palacehotels wurden die Tagesberichte des Vorstandes und der Quästorin verlesen, das Budget und der Ort der nächsten Versammlung — Bern — bestimmt. Frau Dr. Schmid, Bern, trug die Berichte und Vorschläge der so fleißigen und tüchtigen Saffatkommission in angenehmer Art vor. (Der Verband wird an der Saffa mit einem Laboratorium vertreten sein). Dann wurde über die von Frau Dr. Eber-Schwimmer ausgearbeiteten und noch auszuarbeitenden „Berufsbilder“ der akademischen Berufe gesprochen und über die Tagung des großen Weltverbandes der Akademikerinnen in Genf 1929. Die Wahlen befüllten mit großer Begeisterung Mme. Schreiber-Jahre als Präsidentin und die tüchtige Quästorin, Frau Dr. E. Schneider, Bern, für eine neue Amtsperiode. Zu größtem Bedauern trat die langjährige Sekretärin, Frau Dr. Schälgi, Genf, zurück, die bisherige „rechte Hand, nein, die beiden rechten Hände der Präsidentin“, die selbstlose, unermüdliche Förderin des Verbandes. An ihre Stelle wurde Mme. Révillod, Genf, gewählt.

Es folgte das Bankett mit ersten und heiteren Zwiegesprächen der Einzelnen. Frau Dr. Schälgi wurde als kleines Zeichen großen Dankes eine schöne Gemäldeproduktion überreicht. Entzückende kleine Reden von Mme. Quinche, Advokat, Präsidentin der Waadtländerin und von Mme. Schreiber, sowie eine Dankrede von Frau Dr. Schwarzenbach an die waadtländischen Gastgeberinnen bildeten das geistige Dessert des Mahles.

Hernach gab es eine Wanderung durch die Hügellagen zu der Hochschule hinauf. Hier, im dunkeln, feierlichen Sitzungssaal der theologischen Fakultät sollte das Hauptereignis der Tagung vor sich gehen: der Vortrag der Pfarrerin Rola Gunknecht über „das weibliche Pfarreramt“, mit Uebersetzung von Mme. Quinche und Diskussion. Hier das einzige „Schade“ für die ganze Tagung: schade, daß der Vortrag nicht mit mehr Nachdruck angekündigt worden war, nicht in einem größeren Raum stattfand und nicht zu anderer Stunde.

Man hätte dem Vortrag ein großes Publikum wünschen mögen. Er war so burdaus schlicht, so burdaus rein, möchte ich sagen, rein von allem Fiktion, Schiller oder sonstigen Beiwerk, burdaus maßvoll, demütig, aber burdaus leuchtet vom Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit. Der Vortrag bot zuerst einen kurzen Ueberblick über die Geschichte und die heutige äußere Lage, dann eine Darstellung und Auseinandersetzung mit verschiedenen Erfahrungen und Einwänden, und als Drittes die Forderung einer gründlichen, wissenschaftlichen Ausbildung für Theologinnen und die unumgängliche Uebersetzung von der Rechtmäßigkeit und Notwendigkeit des weiblichen Pastorats. Die folgende Diskussion mit ihren Fragen, Gegenfragen und Antworten unterrichtete die volle Berechtigung ihres Standpunktes noch stärker.

In dieser Diskussion kamen auch Vertreter oder Glieder der waadtländischen Pfarrernobis zum Wort, nicht ganz freiwillig zwar (Mme. Quinche mußte sie überaus anmutig zum Gescheh herauszureden) und etwas lauerlich ansetzenden. Das Wort des einen von ihnen „Gleichheit in den Rechten, Freiheit in der Ausübung“ wurde mit großer Genugtuung entgegengenommen. Im Uebrigen aber kamen wohl allen Zuhörerinnen die Schwierigkeiten aufs Neue zum Bewußtsein, die uns Frauen immer noch von der wirklichen Freiheit und Gleichberechtigung in unserer ältesten „Demokratie“ trennen, und die Einsicht, daß wir den Kampf vor allem selber führen müssen und zwar mit vereinten Kräften. Nicht für Frau Pfarrer Gunknecht, nicht nur für die Theologinnen, für uns alle gilt es immer wieder: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“.

mens. (Es ist aufschlußreich, daß der neue Geschichtenschrift Georg Müntz den Titel „Die Gäste“ trägt). Gast ist die Florentinerin Teresa im Vaterhaus wie in der Gefangenschaft der alten Kupplerin. Gast bleibt sie in den Armen des liebenden Gatten. Fremd geht Gertrude, die kalte Frau, ihren stillen Gang ins idyllische Fräuleinhaus. Der Ausgang ist für die Wendenmutter“ nur ihre Ehe und ihre Muttereifersucht.

Sie alle tragen das Zeichen der Heimatlosigkeit, haben den gleichen, fernschauenden oder in sich vertenden Blick in den nächst dunklen oder merzlichen Augenpaaren. Und doch ist Trennung unter ihnen. Der Einen Zeichen droht gepenstlich mächtig wie Verderben und ihre Verzagtheit. Die weiße Krämerin Mitozotte reißt wie eine heilige Göttin das Mannsoff der Talstift in ihre tödliche Umarmung; selbst ihr puppenhaftes Abbild hat noch vernichtende Wirkung. Comberda, die Hexe, endet in den Flammen des Scheiterhaufens, weil die Gestalt ihres Innern übermächtig aus ihr herausbricht.

In dem Eingangsmorte zu ihrem Geschichtensreihe „Die unedigen Kinder Adams“ gibt Georg Müntz die dunkelbäurigen Charaktere, die weiße Krämerin Mitozotte reißt wie eine heilige Göttin das Mannsoff der Talstift in ihre tödliche Umarmung; selbst ihr puppenhaftes Abbild hat noch vernichtende Wirkung. Comberda, die Hexe, endet in den Flammen des Scheiterhaufens, weil die Gestalt ihres Innern übermächtig aus ihr herausbricht.

das Weien und Wirken der unerlösten Dinge und Geister.

Den Andern aber leuchtet das Zeichen wie Heiligkeit und Gnade unterm Scheitel; Gäste auch sie aus außerirdischen Weltgeir, aber Gäste aus stillen Wäldern des Lichts. Wo die Mächtigen, die Mittagglühenden ins Verderben reizen und in den Untergang führen sie Weiten und Menschen mit sich zur Heiligung oder lassen die Spuren ihrer überirdischen Schönheit als Wege der frommen Sehnsucht hinter sich zurück. Menschliche Bestridung, menschliche Liebe und Schuld werden wohl auch um sie ihre Nebe, aber sie bleiben in ihrem Kerne doch Unberührt, Eingeschlossene in den schwebenden Mantel ihrer unerlösten Herkunf. Man denkt an Teresa, die lange Zeit lang, nirgends, erloscht hat und doch durch reinen Adel ihres Weleins sich bewahrt, an den irdischen Wäld, der seine Kindheit dumpf wie ein Tier verbrächt, und dem doch heilige Kraft entströmt zum Segen der Vielen. So, als unantastbare, unerlösbare Wunder geben die Menschen durch Georg Müntz's Dichtung. Als Wunder wird ihrer Seelen Art, ihre Gnade oder Fernerkenntheit gekannt und erkannt, nirgends, erloscht oder gebildet, so wie alte Maler ihre Heiligen Erscheinung und Züge, vom Individuellen verloscht, ins Typische, ins ewig Wältige, hinüberwandten.

Will man das Werk dieser Dichterin in chronologischer Reihe übersehen, so zeigt sich nach dem dreit, oft allzu weit auslaufenden Roman „Fregang“ mit seiner schmucklosen Sprache, keinem Maßstab anmutend, erkannt, nirgends, erloscht oder gebildet, so wie alte Maler ihre Heiligen Erscheinung und Züge, vom Individuellen verloscht, ins Typische, ins ewig Wältige, hinüberwandten.

der, der über die Wirklichkeit zauberhaft hereinbricht.

Fragmente aus Tunesien.

Von Margrit Vogt.

Unweit lagerte die Karawane. Was muß das Reiten auf dem Herde sein, wenn es schon auf dem Kamele ein so hoher Genuß ist! Es ist das: man sitzt hoch, ist nicht mehr in direkter Verbindung mit dem Boden. Man hat einen weiteren Horizont und hat Zeit zum Betrachten. Denn lenken muß man das Karawanenruder nicht, es trägt einem, so lange man sich nicht über das Gleichgewicht hält, es trägt einem leicht, wie ein rüchmäris. Rola war der ganz feine Sand dieser weiten Stepplandchaft, wo grün die Büsche und niedern Pflanzen darauf, in gemächlichem Schritt, auf weichen, elastischen Sohlen, zogen wir dahin. Wir war es schon ein wohliges Gefühl, wieder einmal eine ebene Straße zu ziehen wie in meiner Jugendheimat in Pfalzland, und die Stimmung wuchs gegen Abend. Es waren Schwaben über uns hingeflogen und hatten die von den Kamelen aufgeschickten Nistkörbe geholt. Es war eine Sandwebe gekommen und hatte uns auf Augenblicke die Aussicht verloscht. Weniger heftig war der Nahrungstrieb der Kamele, sie wichen nicht mehr so oft seitwärts von der Marschlinie ab. So hatten die Treiber weniger zu tun, gelassen sich zueinander und folgten dem Zug in kleinen Trüppchen. Wir zogen gen Osten und mußten uns werden, um das Abendgold zu sehen, das weit über den Himmel ausgeföhrt war. Der Eintritt der Nacht war hier voller Licht. Noch nicht das Dunkel, das uns Menschen ganz auslöscht, jedoch nur noch die Sterne sprechen. Noch etwas Dämmerung am Himmel, die Sichel lichtsprühend, wie flüssiges Gold wohl ströhete, mußte sich die Fülle der Sterne, zuerst nur der Abendstern, der seine Strahlen spielen ließ. Eine Dämmerstunde, die die

Wäntale mächtig anregt, die Märgentunst des Orients verliebt man, aber auch die Beschäftigung der Arbeiter mit der Sternkunde.

Und noch ein Abend. Wir waren auf der Fahrt nach Kefilli, und das Automobil hatte nach der großen Tagesleistung eine Pause, die längerer Reparatur bedurfte. Wir fragten aus und gingen den Weg nach der nächsten Oase zu Fuß. Es war gerade am Einbruch. Ich blieb hinter den reich ausschreitenden Gefährten zurück, nicht zu meinem Bedauern, denn um ungehindert konnte ich den Gang auf fremder Erde genießen. Raum lag ich das Band der Straße noch, dem ich folgen wollte. Eben war ringsum noch grüne Steppe mit kleinen Büschen gewesen, jetzt war sie wie ein schattiges, häufliges Feld um mich geschritten. Wir in Pfälzen war am Ufer der Wad, sönamm wie eine goldene Barke auf blauem Wasser. Ich mußte beim Weiterwandern immer nach ihm hinhängen. Er strahlte so nah, so warm, so anders als unser Mond in seinem glühend, gelberleuchtenden Lichte. Nicht loslassen wollte mein Blick diesen Eindruck, ich hatte den Mond noch nie so liebgehabt wie damals. Es ist, als hätte ich erfahren, wie die Weiten aus dem Morgenande ihrem Stern folgen müssen, wie mächtig das Ueberirdische uns zieht, wenn es nur mit einem irdischen Gefühl uns erreichen kann. Und ich kam wieder zu Palmten und traf jene Zelte von französischen Brunnenarbeitern. Es waren ipise, kegelförmige Zelte, mit dem nötigsten Hausgerät wohl versehen. Freundliche Männer gaben uns zu trinken und ließen uns auf ihrer Seifen sitzen; sie hatten einen Tisch, eine Schlafbank und einen Kamm. Sie waren beauftragt, den artilleischen Brunnen, der sehr viel gutes Wasser spendete, so umzubauen, daß das Wasser auf alle Dafen gerecht verteilt würde. Zwischen den Wämen hindurch erlösten der Mond noch strahlender. Weiches Licht umfloh die Palmten, die Zelte und feierartig gelittme Menschen.

(Fortsetzung folgt.)